



Tiere werden

Dass wir uns verkleiden, zeigt, dass wir seit jeher auch jemand anderer sein wollen, zum Beispiel ein Raubtier. Ein Gespräch mit dem Kulturwissenschaftler Thomas Macho.

INTERVIEW: MICHAEL FLEISCHHACKER
FOTOS: PETRA RAUTENSTRAUCH

Ich fange mit einer einfachen Frage an: Warum verkleiden wir uns?

Das ist eine wunderbare einfache und zugleich komplexe Frage. Denn tatsächlich ist das Verkleiden fast so etwas wie eine anthropologische Konstante. Das heißt, in welche Kultur auch immer man schaut, in welche Zeiträume man schaut, in welche Epochen und Gegenden, man findet das Motiv der Verkleidung immer wieder. Verkleiden kann man sich zum Anlass von Festen und Ritualen wie jetzt in der Faschingszeit. Die Praxis, solche Feste am Jahresende oder nach dem Jahresende zu feiern, gab es schon im alten Orient. Das Verkleiden ist ganz offenbar eine kollektive Praxis, die sehr, sehr früh beginnt und in sehr, sehr vielen Kulturen nachweisbar ist.

Warum haben sich die ersten Menschen verkleidet? Weiß man das?

Ich glaube, Elias Canetti hätte darauf geantwortet: Es ist die Sehnsucht nach Verwandlung. Wir verkleiden uns also, um uns zu verwandeln. Die frühesten Verkleidungen spiegeln vielleicht eine der tiefsten Sehnsüchte und Wünsche wider, die Menschen haben, nämlich sich in ein Tier verwandeln zu können. Es sind sehr häufig Tierverkleidungen gewesen. Wenn wir an Kulturen denken, die noch Schamanismus oder Ähnliches praktizieren, sehen wir, dass Vögel und Raubtiere besonders wichtige oder geschätzte Tiere sind.

Starke Tiere.

Starke Tiere. Im einen Fall, weil sie fliegen können. Im anderen Fall, weil sie so mächtig und kräftig im Kampf sind. Denken Sie an den Löwenmenschen von der Schwäbischen Alb! Solche Träume entstehen schon ganz früh, und sie inspirieren rituelle Praktiken.

Also eigentlich eine anthropologische Ironie, dass die Krone der Schöpfung, also das Tier, das über die Tiere hinausgegangen ist, gern ein anderer sein möchte, nämlich ein Tier.

Genau. Man möchte gerne ein anderes Tier sein, als man selber ist. Das hat etwas damit zu tun – Barbara Ehrenreich hat das in einem schönen Buch nachzuweisen versucht –, dass der Mensch sich lange nicht als Krone der Schöpfung gefühlt hat, sondern eher als ein „Ferner liefen“-Tier.

Weil wir nicht am Ende der Nahrungskette standen. Weil wir nicht am Ende der Nahrungskette stan-

„Die frühesten Verkleidungen spiegeln eine der tiefsten Sehnsüchte der Menschen wider: sich in ein Tier verwandeln zu können.“

den, weil wir sehr gefährdet waren, selbst zur Beute zu werden für Raubtiere, weil wir uns also zurückhalten und im Hintergrund bleiben mussten. Erst wenn die Raubtiere ein Tier erlegt und sich satt zurückgezogen hatten, konnte man sich, auch schon in Allianz mit Hunden, am Aas gütlich tun. Von wegen der große Urzeitjäger: Das ist so ein Bild, das wir in der Archäologie und der Anthropologie ein paar Jahrzehnte lang verbreitet haben, aber vermutlich stimmt das gar nicht. Vermutlich waren wir gar nicht die großen Jäger, sondern haben eher an den Jagderfolgen anderer Tiere, zum Beispiel von Raubtieren, partizipiert. Und dann ist natürlich die Sehnsucht groß, sich selber in ein Raubtier zu verwandeln oder in einen großen Vogel, etwa in einen Raubvogel.

Das heißt, das erste Motiv ist, ein anderer zu werden, nämlich stärker zu werden. Man wollte sich ja sicher in der Frühzeit nicht in eine Ameise verwandeln, sondern in etwas, was stärker, höher, schöner ist. Heute würde man sich möglicherweise auch in etwas Hässliches oder Marginales verwandeln wollen, aber in der Frühzeit war das wohl keine Option.

Da war das keine Option, und es ist auch noch lange danach keine Option. Wenn man sich die Heraldik anschaut, also die Wappenkunde, dann stellt man fest, dass natürlich auch Herrscher und Könige sich nicht eine Ameise oder eine Heuschrecke als Wappentier suchen, sondern natürlich auch wieder Löwen oder Elefanten oder Raubvögel. Das geht bis in unsere Zeit hinein. Wir haben jetzt zwar keine Aristokratie mehr – zumindest nicht mehr so dominant –, aber dafür haben wir Nationalstaaten mit ihren Flaggen und Wappen, da





Thomas Macho, 1952 in Wien geboren, ist Direktor des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften in Wien. Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher kulturwissenschaftlicher Werke. Im Jahr 2019 wurde ihm der Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa verliehen.

Interview Thomas Macho

tauchen die Tiere – in Österreich der Doppeladler – eben auch wieder auf.

War das von Beginn an verbunden mit dem Glauben daran, dass man durch diese Anverwandlung und Umverwandlung Eigenschaften des Tieres, in das man sich verwandelt, aufnehmen kann, um so tatsächlich stärker zu werden?

Ganz genau. Das ist ein wesentliches Motiv, das auch in dem schönen Kapitel über die Verwandlung in Canettis „Masse und Macht“ so dominant ist. Wir wollen uns natürlich verwandeln, um uns Eigenschaften des jeweiligen Tieres anzueignen und zu demonstrieren, zu repräsentieren, die dieses Tier bewundernswert machen.

Deswegen essen wir dann auch gewisse Teile von diesem Tier: Wir eignen es uns wirklich körperlich an.

Ganz genau. Darin besteht die Magie des Essens.

Das heißt, die Art der Verwandlung und des Verkleidens hat sich mit der Stellung des Menschen in der Natur verändert? Als er mit seinen Werkzeugen und durch seine Entwicklung stärker wurde, hat sich da seine Verwandlung mitverwandelt?

Dann haben sich seine Verwandlungspraktiken ebenfalls verwandelt, und die Menschen haben ein Stück weit andere Ziele verfolgt und vor allem Formen der Allianzbildung, der Koalition mit Tieren entdeckt. Ganz früh die Allianz mit dem Hund; viel einflussreicher bei der Kriegsführung war dann die Allianz mit den Pferden. Und das ist immer noch ein wunderbares Rätsel. Denn wenn man sich einen großen Araberhengst aus dem Barockzeitalter vorstellt, und dann die Przewalski-Pferde, die Ur-Pferde ansieht, die ja ein bisschen wie ungelenke, plumpe Ponys aussehen, dann bewundert man schon die Genialität dieser Hirtennomaden, die irgendwann einmal gesagt haben: Aus diesem Tier kann man was machen. Das sieht zwar eigentlich nicht toll aus, und genauso gut könnte man auf die Idee kommen, auf Wildschweinen reiten zu wollen, aber aus denen machen wir was. Und dann werden diese kleinen, plumpe Pferde zu Reittieren gezüchtet, die eine ganz andere Art von Kriegsführung ermöglichen und die europäische Welt damit auch ziemlich überrascht haben. Das war eine Art Verwandlung und auch Verschmelzung: Ich verwandle mich in ein anderes Wesen, wenn ich reite, mythisch gesagt: in einen Kentauren.

Man hat also irgendwann verstanden, dass man nicht sich selbst verwandeln muss, um Macht zu gewinnen, sondern dass man andere verwandeln muss. Nämlich sich anverwandeln, wenn man so will.

Man muss sie sich anverwandeln, ganz genau. Die Verwandlung kriegt dann mehrere Dimensionen, sie wird ein vielschichtigeres Projekt als am Anfang, wo man einfach die Stärke und das Bewunderte kopiert und sich anzueignen versucht.

Zunächst ging es also darum, nicht gefressen, und dann darum, nicht besiegt zu werden. Ich nehme einmal an, dass in den frühen Hochkulturen der nächste

Schritt passiert, eine Art Abstraktionsschritt weg vom Lebensnotwendigen. Kultur entsteht ja, wenn die basalen Bedürfnisse befriedigt sind. Dann wird es spielerisch.

Dann wird es spielerisch, dann entsteht auch ganz ein anderer Komplex. Mit den ersten Siedlungen und Städten, nach der sogenannten neolithischen Revolution entstehen aber auch Hierarchien, Formen von Arbeitsteilung, die Jäger und Sammlerinnen auf diese Weise noch gar nicht kennen, und damit wird das Verwandlungsprojekt tatsächlich enorm vielschichtiger und vielseitiger. In dem Augenblick, in dem Arbeitsteilung praktiziert wird, kann ich versuchen, mich in einen anderen Menschen zu verwandeln. Dann kann man versuchen, sich innerhalb der eigenen Gattung zu verfremden. Und man kann sagen: „Ich wäre gern einmal.“ Wir alle haben erlebt, dass die typischen Verkleidungen bei den Kindern durchaus oft auf Berufe bezogen waren. Pilot zum Beispiel, Berufe, die attraktiv werden, in die man sich dann etwa in der Faschingszeit verwandeln kann.



Mit der Verkleidung erinnern wir uns also selbst daran, dass wir eigentlich die Möglichkeit hätten, jemand anderer zu sein. Und auch den Wunsch.

Man kann sagen, das passiert schon mit der christlichen Taufe. Die Taufe ritualisiert das Projekt „Ich muss ein anderer werden, als ich gewesen bin“, ich muss ein neuer Mensch werden. Ich erhalte einen anderen Namen oder einen Taufnamen, der auf einen Heiligen bezogen werden kann, oder auf eine Person, die meinen Eltern wichtig war. Tatsächlich bewegt man sich da in einer Welt, in der es darum geht, „ein anderer werden zu wollen“. Der Täufling verfolgt dieses Projekt noch nicht, aber seine Eltern wollen ihn einem Vorbild gemäß verwandeln. In dem Augenblick entsteht eine Dynamik, die sehr vielschichtig und faszinierend ist.

All das hat von Beginn an sehr viel mit Hierarchie zu tun: Zuerst innerhalb der Nahrungskette, dann militärisch, auch kulturell. Geht es beim Verkleiden prinzipiell um den Ausgleich von hierarchischen Asymmetrien?

Genau. Das war auch ein Element der erwähnten Jahresend-Feste, die in der Ethnologie und der Religionswissenschaft gern untersucht und verglichen wurden. Für eine begrenzte Zeit kann ich auch der Mächtige sein, bei den Saturnalien zum Beispiel. Da konnte



und Religionswissenschaft oft Mundus-inversus-Feste genannt. Verkehrte-Welt-Feste, wo alles anders sein darf als in der normalen Welt. Zum Beispiel auch im Geschlechterverhältnis: Bis heute gibt es die Weiberfastnacht, wo die Frauen endlich mal so dominant sein dürfen, wie sie wollen, und die Männer nicht die erste Geige spielen.

Nun hat sich das in unserer Gesellschaft Gott sei Dank eh verändert. Aber man muss sich vorstellen, was Weiberfastnacht in den Zeiten bedeutet hat, als das Verhältnis zwischen den Geschlechtern noch sehr autoritär und hierarchisch geregelt war.

Ist das nun ein schlaues Herrschaftsinstrument oder der Rest einer egalitären Grundsehnsucht? Wie gezielt wird das von Mächtigen instrumentalisiert?

Es gibt tatsächlich Strategien der Instrumentalisierung. Zumindest eine Tolerierung. Und es gibt auch Elemente, in denen das Egalitäre dominanter wird. Es geht ja immer um Unterschiede. Es geht um den Unterschied zwischen Mensch und Tier, der umgekehrt werden kann. Es geht um den Unterschied zwischen Männern und Frauen, um die Unterschiede zwischen verschiedenen Ethnien und Populationen, die man immer auch umkehren und anders bewerten kann, als man sie sonst bewertet. Und dann gibt es noch einen Unterschied, der für alle Kulturen sehr wichtig war: Das ist der Unterschied zwischen den Lebenden und den Toten. Daran denken wir zu selten.

Día de Muertos.

Ja, der Tag der Toten in Mexiko, wo die Toten auch wirklich zurückkehren zu den Lebenden in einer Art von Verkleidungsform. Wir verkleiden uns als diejenigen, die nicht mehr da sind, die aber für unsere eigene Geschichte, für unser Selbstbild wichtig geblieben sind. Und das ist ebenfalls sehr interessant, weil es auch ein Motiv des Egalitären enthält. Im Moment haben wir ja eine kleine Form von Seuchenerfahrung. Man muss immer, wenn man die letzten Panikberichte über das Corona-Virus hört, daran denken, was der Schwarze Tod am Ende

„Man muss sich vorstellen, was Weiberfastnacht in den Zeiten bedeutet hat, als das Verhältnis zwischen den Geschlechtern noch sehr autoritär war.“

man dann Dinge tun, die man sonst nicht tun durfte. Vom Trinken und vom Würfelspiel, das in Rom verboten war, bis hin zu Positionen gegenüber den Herrschenden, die man sonst nicht einnehmen durfte. Daraus entstand etwa die Praxis, einen Narrenkönig zu wählen. Bis heute gibt es ja Gegenden, wo diese Narrenkönige dann in symbolischer Repräsentation als Puppen am Ende des Faschings verbrannt werden. Es ist, wenn man so will, eine temporäre Auszeit, in der man Dinge tun darf, die man sonst nicht tun darf.

Eine Art gesellschaftliches Entlastungsgerinne für den Druck der hierarchischen Asymmetrie. Wahrscheinlich ein relativ pragmatisches Projekt der Mächtigen: Lassen wir die einmal im Jahr ekstatisch sein, aus ihrer minderen Position heraussteigen, dann haben wir sie wieder für ein Jahr.

Das war, so wie es bei uns auch noch immer ist, am Ende vom Fasching: Nach dem Faschingsdienstag kommt der Aschermittwoch.

Dann ist Schluss mit lustig.

Dann ist das Abenteuer der verkehrten Welt vorbei. Man hat diese Feste auch tatsächlich in der Ethnologie



2.
(9)

des Mittelalters angerichtet hat. Städte, die entvölkert wurden, mehr als die Hälfte der florentinischen Bevölkerung ist an der Pest gestorben. Und das nicht innerhalb von Monaten oder Jahren, sondern innerhalb von wenigen Tagen. Eine Reaktion darauf waren die Totentänze, sie wurden auch gemalt und mit Versen versehen. Ein Clou dieser Totentänze besteht in der Verhöhnung der Machthaber. Was sieht man auf den Bildern? Der König wird abgeholt, der Papst, die Chargen der Aristokratie, der Bürokratie, die Kanzlisten. Dann der Arzt, der ohnehin nichts ausrichten konnte gegen die Pest. Das ist eine Botschaft, die insbesondere in dieser frühen Form einer Graphic Novel das Motiv des Egalitären deutlich macht: „Vor dem Tod sind wir alle gleich.“

Der Tod als der große Gleichmacher. Heute haben wir vielleicht eher das „Sichverändern“ in der Verkleidung. Aber die Ur-Idee ist ja eigentlich gleichmachen. Sich an den anderen angleichen durch die Verkleidung und nicht den Unterschied deutlich zu machen. Den Unterschied macht man zu sich selbst, nicht wahr?

Ja, das ist vollkommen richtig.

Viele dieser Bedeutungen sind diffundiert. In den Religionen haben sie sich zum Teil erhalten. Hans Urs von Balthasar sprach von der „Theodramatik“: der Christus-Darsteller, das jesuitische Theater. Ist die heilige Messe der Katholiken letztlich ein Verkleidungsspektakel?

Auch ein Verkleidungsspektakel. Aber auch ein Verwandlungsspektakel.

Der Priester ist eigentlich ein Christus-Darsteller, der sich jeden Sonntag verkleidet.

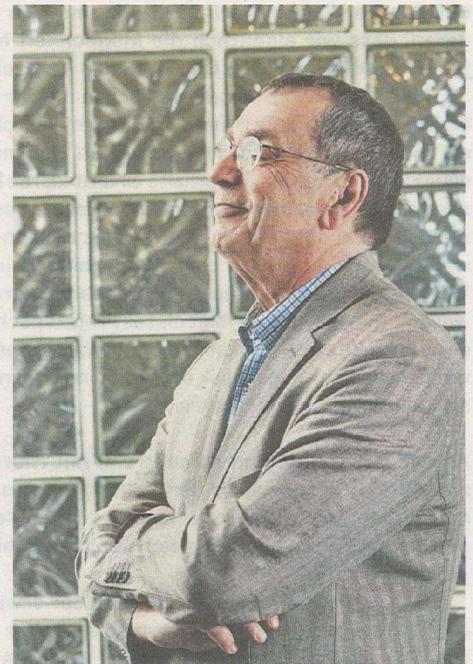
Ganz genau. Für alle, die, so wie ich, in ihrer frühen Kindheit und Jugend das Ministrantenleben teilen durften oder mussten, war das noch eine sehr interessante Grunderfahrung: die Verkleidungsrituale. Schon das Ritual in der Sakristei, wenn der Priester seine Messgewänder anlegt. Auch selber wurde man verkleidet. Es ist auch sehr interessant, dass viele Aufnahme-rituale, sei es nun im kirchlichen Bereich, aber dann später auch im großen Feld der verschiedenen Berufe, immer etwas mit Verkleidung zu tun haben.

Die Einkleidung im Kloster zum Beispiel.

Natürlich. Die hieß ja auch noch so.

Im Bereich der Uniformierung sieht man stärker den Sinn der Verkleidung im Gleichmachen. Schuluniformen beispielsweise: Die gibt es in den Eliteschulen, repräsentieren aber ironischerweise eigentlich das total Egalitäre. Der ärmere Schüler, der sich die großen Marken nicht leisten kann, ist mit der Schuluniform nicht mehr diesem Wettbewerb ausgesetzt, der ihn jeden Tag als den Ärmern ausweist.

„Uniform“ heißt ja wörtlich übersetzt „eine Form“, und es handelt sich um die Form, in der dann nur mit feinen Differenzierungen der Rang und die Zugehörigkeit markiert werden.



Die Hierarchie wird dann immer subtiler abgebildet, etwa in Rangabzeichen.

Sterne oder Streifen oder sonst irgendwas.

Verkleidung ist eigentlich Teil des Ritualgeschehens. Wiederholung ist dabei wichtig, immer gleich, eine Dramaturgie, die sich kaum ändert oder nur über lange Zeiten. Wenn Byung-Chul Han mit dem recht hat, was er in „Der Verlust der Rituale“ geschrieben hat, dann lösen sich gerade die Rituale auf, und wir unterschätzen die Folgen dieser Auflösung.

Das würde ich gerne einmal genauer untersuchen. Denn Rituale wandeln sich natürlich selbst sehr häufig, manchmal verlieren sie an Kraft und verschwinden dann. Wenn man in Berlin lebt, wie ich selbst lange Zeit, weiß man die Feiertagsarmut und die Ritualarmut manchmal zu schätzen. Berlin ist, glaube ich, die feiertagsärmste Stadt, die ich kenne. Aber es entstanden neue Rituale, in der Zeit, in der ich dort gelebt habe, etwa die Loveparade. Wir wissen, das hat sich dann irgendwann wieder aufgelöst, aber das war eine Zeit lang ein Fest mit Gleichmacherei, mit irrsinnig viel und aufwendiger Verkleidung. Oder die ganzen Gay-Pride-Veranstaltungen, Christopher Street Day. Oder denken wir an den Aufstieg von Halloween. Plötzlich entstehen auch aus der Populärkultur neue Feste, wiederum mit eigenen Ritualen, und immer dann, wenn Rituale ins Spiel kommen, sind auch Verkleidungen dabei. Halloween ist ja nicht nur ein Fest der Kürbisernte, sondern ein Fest, in dem auch die Totenwiederkehr gefeiert wird.

Man kann also die Tiefenbohrung auf die Urgründe dieser Rituale immer noch machen. Man braucht gar nicht so viele Schritte, bis man wieder dort ist.

Ich habe einmal für ein Buch über Weihnachten





sehr lang und intensiv Kulturvergleiche angestellt. Das ist ja ein verrücktes Fest, nicht? Es hat einen konkreten, in der Geschichte des Christentums erst relativ spät entstandenen Kontext mit zugehörigen Ritualen. Und heute ist es ein globales Fest, man hat ganz verschiedene Figuren, die da eine Rolle als Gabenbringer spielen. Für die einen ist es der Weihnachtsmann, bei uns ist es das Christkind, in Schweden ist es die Lucia. Es gibt also ganz verschiedene Figuren, und es gibt ein Umfeld zu dem Fest, das enorm variiert.

Ich rekapituliere: Der Beginn war eigentlich, dass die Verkleidung unser Machtverhältnis zur Natur beschreiben, beeinflussen, verändern sollte, im Kontext eines Magiegläubens. Dann hat es sich kultiviert und ausdifferenziert und wurde instrumentalisiert. Und jetzt stehen wir an einem Punkt, wo die einen fürchten, es löst sich alles auf, es ergibt keinen Sinn mehr, die wirkliche tiefe Bedeutung des Verkleidens, des Rituals, des Naturverhältnisses letztendlich, ist weg. Und dann kommt jetzt aber plötzlich so eine neue Naturverhältnis-Vorstellung ins Spiel: Diese „Fridays for Future“ sind eigentlich so wie ein ganz früher Karneval, man zieht durch die Straßen, wiederholt Parolen, fordert die Wiederannäherung an die Natur. Und es steckt auch ein endzeitliches Religionsmotiv darin. Es gibt ja keinen großen Religionsgründer, der nicht gesagt hat, dass die Zeit knapp ist.

Ich finde allein den Titel dieser Bewegung faszinierend. Bei „Friday“ denkt natürlich die gesamte anglophone, aber auch europäische Welt an den Karfreitag. Und natürlich ist das auch eine zentrale Botschaft: Wir sind, was den Planeten und die Welt betrifft, sozusagen am Karfreitag. Und dann „for Future“. Wir müssen jetzt an diesem Freitag alles tun, damit es noch eine Zukunft, damit es noch ein Ostern nach dem Karfreitag gibt. Das ist so eine implizite Botschaft, die wird nicht rituell oder religiös oder magisch artikuliert, und trotzdem verkleiden sich natürlich auch die Menschen, die auf „Fridays for Future“-Demonstrationen gehen.

Was ist deren Wunsch? Glauben Sie, dass da wieder Menschen ganz intuitiv und aus dem Bauch heraus sagen, so wie ganz früher, dass wir uns irgendwie wieder der Natur anverwandeln müssen?

Ganz sicher. Diese Bewegungen sind davon geprägt und berührt, dass wir uns wieder verwandeln müssen, um nicht unterzugehen, auszusterben wie andere Gattungen. Gleichzeitig ist es etwas, was Jugendbewegungen immer ausgezeichnet hat: Opposition. Das ist der Unterschied, von dem wir noch nicht geredet haben. Wir haben von den Geschlechtern und den Ethnien, den Mächtigen und den Ohnmächtigen, den Göttern und den Menschen, den Lebenden und den Toten geredet.

Aber es gibt natürlich auch einfach die Jungen und die Alten. Das ist ein Element, das in Deutschland an die Diskussionen um die Oma als Umweltsau im WDR erinnert. Das ist natürlich auch ein Element von Gegnerschaft. In jeder Rede von Greta Thunberg kommt das vor: „Ihr verspielt meine Zukunft. Ich könnte eigentlich

ein Leben führen, das, so wie ihr heute politisch entscheidet, morgen nicht mehr möglich ist, und ihr seid alle alt. Es ist nicht eure Zukunft, es ist meine Zukunft.“ Wie Michel Serres, ein wichtiger Wissenschaftsforscher und Anthropologe, in einem seiner letzten Bücher, das als „optimistischer Wutanfall“ charakterisiert war, mit immerhin 87 Jahren auch an seine Altersgenossen schreibt und sagt: „Erklärt mir, was früher eigentlich besser war, ich erinnere mich noch ganz gut.“ Und dann gibt es diese Passage, wo er sagt: Es ist eigentlich unglaublich, wir opfern immer wieder die Kinder. Im Ersten Weltkrieg wurden 20 Millionen junge Leute von in der Regel alten Leuten, die als Generäle und Monarchen und Staatsführer auftraten, geopfert, umgebracht. Nachher durften die Töchter und Söhne, die überlebt haben, über die Friedhöfe wandern und sich das anschauen. Und im Hörsaal hören sie dann Vorlesungen über Vatermord. Und das ist eigentlich eine Pointe, die sehr schön ist, nicht?

Diese Verkleidungsdynamik zwischen Alt und Jung kennt man aus dem Fasching, kaum aus der Religion.

Aus der Religion kennt man es schon ein bisschen. Man findet es in den Dämonenmasken. Zum Beispiel in den klassischen alemannischen Masken. Wenn man

„Bewegungen wie ‚Fridays for Future‘ sind davon geprägt, dass wir uns wieder verwandeln müssen, um nicht unterzugehen.“

sie genau anschaut, sind das ja fast immer alte Masken, die haben wahnsinnig viele Runzeln und Falten. Das sind die Alten, und damit nähern sie sich auch den Toten. Diese dämonischen Masken haben schon auch was vom Alten.

Ich sehe das eher im Alltag. Wenn man in Stefan Zweigs „Die Welt von Gestern“ nachliest, wie die als Jugendliche versucht haben, alt auszusehen, um ernstgenommen zu werden. Und hundert Jahre später verkleiden sich die Alten als Junge.

Mir fällt zu diesem Thema in letzter Zeit immer wieder eine Szene aus „Chinatown“ ein, wo der alte John Huston diesen Wasserverbrecher spielt, der in Los Angeles das Wasser stiehlt, um es dann teuer vermarkten zu können. Da gibt es diese Szene ganz zum Schluss, wo ihm Jack Nicholson als Privatdetektiv gegenübersteht und sagt: „Sagen Sie mir eines, Sie haben doch alles. Sie haben Millionen am Konto, Sie kaufen, was Sie wollen. Warum machen Sie das? Was wollen Sie sich denn noch kaufen?“ Und dann kommt dieser ungeheure Monolog von Huston, wo er sagt: „Die Zukunft, die Zukunft, ich kann mir die Zukunft kaufen.“ Heute sitzen etliche alte Milliardäre im Silicon Valley und nehmen das sogar technisch wörtlich und investieren Milliarden in Unsterblichkeitsforschung. Das ist

schon ein Element, das auf unheimliche Weise auch in diesem „Fridays for Future“-Konflikt aufbricht.

Eine der interessantesten Erscheinungen im Silicon Valley ist die „Singularity“-Bewegung rund um Ray Kurzweil. Es geht um die Idee, dass über kurz oder lang der Mensch und die Maschine zu einem neuen Wesen und damit unsterblich werden. Das führt natürlich zurück in die Tiefe dieser Vorstellung „ich werde ein anderes Tier, denn dann werde ich überleben, und zwar ewig“.

Ja, genau, sei es als Maschine oder als Gott. Yuval Harari hat ja sein Buch, in dem das auch eine prominente Rolle spielt, „Homo Deus“ genannt. Der Mensch als Gott. Da spielt diese Sehnsucht nach Unsterblichkeit, der Versuch, das technisch zu ermöglichen, eine ganz dominante Rolle. Man sieht hier, dass diese alten Sehnsüchte und Beweggründe zur Verwandlung immer noch sehr mächtig sein können. Weshalb ich eben die Diagnose, dass das alles verloren gegangen ist und dass Rituale in Unterhaltungs- und Spaßgesellschaften keine Rolle mehr spielen, nicht so ganz teile.

Vermutlich spielt sich da vieles im Unbewussten ab. Das wäre dann ein Rest des Magiegläubens.

Rituale werden immer auch ganz stark vom unbewussten Leben, von dem, was ich nicht bewusst weiß, geprägt. Wenn man mit acht Jahren ministrieren geht, weiß man ganz viel nicht. Man lernt sogar lateinische Gebete und hat keine Ahnung, was man da eigentlich betet. Man hat das „Suscipiat“ auf den Lippen und mühselig eingeübt, aber eigentlich keine Sinnvorstellung dazu. Das ist pure Magie, und sie lebt von sehr starken unbewussten Anteilen. Rituale befolgt man sehr oft, ohne das groß zu reflektieren.

Also eine Performance-Angelegenheit?

Genau, eigentlich ist es Performance. Sie markiert Zugehörigkeit, man wiederholt sie und ist dabei von der Reflexion entlastet. Und das spielt sich auch in Narrenritualen ganz schnell ein. Man macht es, weil es immer so gemacht worden ist und nicht, weil man überzeugende Gründe dafür hätte. Die Loveparade ist vielleicht kein gutes Beispiel, weil das nur bisschen mehr als ein Jahrzehnt so eine mächtige Bewegung war. Aber wenn da eine sechsstellige Menschenzahl in den großartigsten Kostümen und mithilfe von neuen und alten Rauschmitteln den Exzess feiert, dann ist das natürlich etwas, was auch Ritualcharakter hat.

Ich würde sagen, wir leben in einer Zeit, in der Rituale diffundieren und gleichzeitig neu entstehen in einer so großen Zahl wie wohl noch nie. Aber die Lebenszyklen von Ritualen scheinen sich radikal verkürzt zu haben, oder? Ist das eine Folge der generellen Beschleunigung aller gesellschaftlichen Prozesse?

Der Vielfältigkeit. Und dann hat man so eine Art von Wettbewerb vieler Rituale. Manche verlieren dann an Gewicht, und bei manchen kann man noch nicht abschätzen, welches Gewicht sie erhalten werden. Ob wir in fünfzig Jahren noch Halloween feiern, wissen wir



nicht. Weihnachten halte ich für ziemlich wahrscheinlich. Und ich glaube auch, dass diese Jahresendfeste, aus denen der Karneval entstanden ist, bleiben werden. Es kann sein, dass manche Rituale dann plötzlich einen säkularen Kontext bekommen.

Es verschwinden Rituale, aber nicht das Bedürfnis nach dem Ritual.

Genau.

Als was würden Sie sich denn am liebsten verkleiden, wenn wir sagen, wir gehen jetzt zu einer Faschingsfeier?

Das ist mir als Kind schon immer schwergefallen. Ich habe mich nie als Frau verkleidet, das würde ich aber gerne einmal machen. Das habe ich noch nie getan, das finde ich eigentlich lustig. Ob das überhaupt geht, weiß ich nicht. Aber ich würde es gern einmal ausprobieren.

Das bringt noch einen Aspekt der Verkleidung ins Spiel, den wir noch nicht besprochen haben, nämlich ihre Funktion als Empathiemaschine: Ich versuche regelmäßig jemand anderer zu sein, um auch Wesen außerhalb meiner selbst empathisch nachvollziehen zu können.

Das ist ganz wichtig, dass wir das noch besprechen. Weil die Möglichkeit, im Rahmen der Verkleidung ein anderer zu werden, als ich bin, es natürlich auch ermöglicht, sich tatsächlich in den anderen hineinzusetzen. Oder in die andere im Fall der Verkleidung als Frau.

Und damit ist Verkleidung eigentlich ein wirkliches Zivilisationsprojekt.

Auch, natürlich. Fasching ist eine Empathie-Lehrstunde, das stimmt. Eine Lehrstunde in Subversion und Machtkritik und eine Lehrstunde in Empathie, das stimmt absolut. ●●